Zeitschrift: Appenzellisches Monatsblatt

Band: 9 (1833)

Heft: 9

Artikel: Materialien zu einer Biographie des Herrn Altlandestatthalters Meyer von Trogen

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-542509

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Appenzellisches

Monatsblatt.

Nro. 9. Herbstmonat. 1833.

Selbst ist der Mann. Göthe.

553139

Materialien zu einer Biographie des Herrn Altlandesstatthalter Meyer von Trogen.

Den 7. Herbstmonat verließ uns der Stifter des Monatsblattes, Herr Altlandesstatthalter Johannes Meyer von Trogen. In früher Morgenstunde endete der Tod die Leiden desselben auf einem langen Krankenlager, acht Tage ehe sein fünfunddreißigstes Lebensjahr begonnen hätte. Den 15. Herbstmonat 1799 war er geboren worden. Es war ein schönes Zusammentreffen, daß der Tod des männlichen Kämpfers für schweizerische Unabhängigkeit gerade auf den Tag fiel, welchen die Tagsatzung durch ihre kräftige Erklärung gegen die Anmaßungen des preußischen Gesandten in unsern Jahrbüchern verherrlicht hat.

Referent will hier nicht einen Nekrolog bringen, weil ein solcher, aus seiner Feder, bereits in den Händen des Publicums liegt*). Als Materialien zu einer Biographie des Seligen werden

*) Leichenpredigt bei der Beerdigung des weil. Herrn Altlandesstatthalter Johannes Meyer von Trogen, den 10. Herbstmonat 1833 in Trogen gehalten von Pfr. Frei. Trogen, Zuberbühler.

die folgenden Mittheilungen hier aufgeführt, weil diese Form die vollste Freiheit gewährt, nach und nach die Züge zum Bilde des merkwürdigen Mannes viel vollständiger zu sammeln, als wenn wir schon jetzt ein durchweg kunstgerecht vollendetes Gemählde liefern wollten.

Vorbereitung auf die Hochschule.

Meyer hatte in seiner frühern Jugend keinen andern Unterricht, als den die Dorfschule von Wald gewährte. Während seiner Knabenjahre fiel sein besonders stilles, eingezogenes Wesen auf. In der Schule machte er sich zudem dadurch bemerklich, daß er ganz ausgezeichnete Fähigkeiten verrieth und darum auch in den allerdings beschränkten Leistungen derselben besser bestund, als alle seine Mitschüler. Zu Hause verschlang er mit unersättlicher Lernbegierde jede Leserei, die sich ihm darbot. Wiederholt durchlas er die Bibel, die im Hause seines Vaters im vollesten Sinne als das Buch aller Bücher galt. Religiöse Schriften scheinen überhaupt in frühern Jahren fast ausschließlich sein Lesestoff gewesen zu sein. Arnold's unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie blieb am längsten in seiner Erinnerung, und wir betrachten es als eine liebe Reliquie, daß er der Bibliothek in Trogen das Exemplar dieses interessanten Werkes geschenkt hat, welches so manche Stunden seiner jugendlichen Muße ausfüllte.

Höheres, als seine Dorfschule, leistete ihm zuerst der Unterricht des Herrn Pfr. Weishaupt. Eine Reihe von Jahren fand er sich jeden Abend bei diesem Lehrer ein; noch in den letzten Zeiten seines Lebens pries er mit großer Wärme das Verdienst, das sich derselbe um ihn erworben hatte. Der Unterricht galt zunächst den Sprachen; ein zusammenhängender Unterricht in Realfächern fand nicht statt, wol aber bot sich in der langen Reihe von Abenden mancher Anlaß dar, dem lernbegierigen Knaben und Jüngling auch aus diesem Gebiete manches mitzugeben. — Zuerst erhielt er bei Weishaupt Unterricht im Deutschen; weil er aber den Werth dieses Studiums damals

noch nicht einsah, so trieb es ihn immer fort zum Lateinischen; der Curs in der deutschen Sprache mußte wider den Willen des Lehrers abgekürzt werden.

Im Lateinischen hingegen ermüdete ihn auch der ausführliche, gründliche Weg nicht. Alles übersetzte er schriftlich; alle Vocabeln und Regeln lernte er auswendig, begriff alles und vergaß selten ein einziges Wort. Zur Erklärung der Regeln war Durchlesen des in der Grammatik (Bröder) Vorkommenden hinreichend; Wiederholung war, seines guten Gedächtnisses halber, kaum nöthig. Beharrlich verwendete er auf die lateinische Sprache den größten Fleiß. Auch in spätern Jahren blieb sie ihm Lieblingssache. Mit einem seiner Universitätsfreunde, von ausgezeichneter philologischer Bildung, unterhielt er Jahre lang einen lateinischen Briefwechsel, der erst in die Muttersprache übergieng, als ihm die Zeit karger zugemessen ward. Neben dem Sprachstudium las er fortwährend sehr viel, mit immer besserer Auswahl, gerne auch die deutschen Dichter. Schiller blieb unter denselben sein Auserkorner; neben diesem galt ihm in spätern Jahren Seume am meisten. Vielleicht wäre es unmöglich, einen Schriftsteller zu finden, der in mehrern Richtungen so nahe mit ihm verwandt gewesen wäre. Durch übermäßigen Fleiß schon in dieser Periode legte wahrscheinlich Meyer den ersten Grund zu seiner spätern Kränklichkeit; übrigens blieb ihm während derselben immer eine ungemeine Schüchternheit eigen, und die Bescheidenheit trieb er aufs Höchste.

Bei einem Empiriker im Wald versuchte er die ersten Schritte auf dem Gebiete der Heilkunde; gründliche Sprachstudien hatten ihm indessen bereits eine Richtung gegeben, bei der er einen andern Meister suchte. Er kam zu einem Wundarzte nach St. Gallen, aber der Vorhof zur Wissenschaft, den er hier betreten sollte, die Barbierstube, konnte ihn nicht lange festhalten. Es war ihm unausstehlich, wenn ihm hier seine Bekannten im Wald durch die Fenster zusahen, wie er die Kunden seines Lehrherrn einzuseifen hatte; eben so peinlich wurde es ihm, andere Kunden mit dem Rasirzeuge in ihren

Wohnungen aufzusuchen. Nach acht Tagen riß ihm die Geduld, und er kehrte ins väterliche Haus zurück.

Unter den gelehrten Aerzten in seiner Umgebung genoß Dr. Schläpfer in Trogen nach Verdienen den ausgezeichnetsten Ruf; bei ihm suchte Meyer nunmehr Rath. Dr. Schläpfer gab ihm mehr; er theilte ihm geeignete Bücher mit, und wöchentlich einmal gab er ihm Unterricht in der Osteologie. So reifte allmälig der Entschluß, eine Hochschule zu besuchen. Tübingen, das seinen Lehrer gebildet hatte, erhielt den Vorzug.

Aufenthalt in Tübingen.

Es war im April 1819, als Meyer die Hochschule in Tübingen bezog. Einer seiner vertrautesten Freunde hat folgende Erinnerungen vorzüglich von seinem frühern Aufenthalte daselbst aufbewahrt. Bereits hatten die Collegien begonnen, sagt derselbe, als Meyer eintraf. Er unterschrieb sich für drei derselben. Der damals noch in Tübingen studirenden Schweizer waren nicht mehr viele und auch von diesen nur wenige, die Meyer näher kennen lernten und Umgang mit ihm pflegten. Er lebte äußerst zurückgezogen und arbeitete mit ungemeinem Fleiße. An den Freuden der Burschenwelt nahm er so gut als keinen Theil. Es war überhaupt damals eine eigene Weichheit, ich möchte fast sagen Wehmuth, über sein Leben verbreitet. Wir hielten es anfangs für Anwandelung von Heimweh; etwas mochte daran sein, aber daß die Ursache seiner weichen Stille noch tiefer lag, enthüllte sich uns später. Bisweilen machte er mit den Wenigen, welchen er sich anschloß, kleine Spaziergänge in den Umgebungen der Universitätsstadt; merkwürdig aber wird man es finden, daß er selten über Politik sprach, so oft auch diese das Thema unserer Unterredungen war, und soviele Veranlaßung zu Herzensergießungen die damaligen Zeitumstände darboten. Kurz vor Meyer's Ankunft in Tübingen hatte ja Sand durch seinen an Kozebue begangenen Mord den Argwohn der Regierungen auf die Hochschulen Deutschland's gelenkt und die mannigfaltigsten, mitunter fast lächerlichen, Maßnahmen gegen sie hervor-

gerufen. Wurde M. je einmal lebhaft im Gespräch, so war es, wenn dasselbe sich um medicinische Gegenstände drehte, oder wenn wir auf die Großwürdeträger unter den Dichtern Latiums, Virgil und Horaz, zu reden kamen. Es mochte gegen das Ende des Heumonats sein, als seine öftern Unpäßlichkeiten einen immer ernstern Charakter annahmen. Dadurch sah er sich im August genöthigt, Tübingen zu verlassen und in den heimathlichen Bergen die Wiederherstellung seiner Gesundheit, namentlich Stärkung für seine schwache Brust, zu suchen. In seiner Kränklichkeit, das sahen wir nun, lag hauptsächlich der Grund der ihm ganz eigenen wehmüthigen Stimmung. Er schied von uns mit dem Vorsatze, nach Tübingen zurückzukehren, wofern seine Gesundheitsumstände sich bessern sollten.

Auch das Heimweh war nicht ohne Einfluß auf Meyers Heimkehr, und er wankte wirklich zuweilen, ob er auf die Hochschule zurückkehren solle. Doch geschah dieses, wie er sich vorgenommen hatte, noch im nämlichen Jahre. Er selbst schildert uns seinen Aufenthalt in Tübingen in folgenden Fragmenten aus seinen Briefen.

3. Mai 1819. Sonderbar war mir zu Muthe, als ich Tübingen zum ersten Male erblickte. Das ist, dachte ich, der Ort, wo gegenwärtig einige von Deutschland's berühmtesten Männern ihre Lehren ausströmen lassen aus ihrem Munde in so vieler Musensöhne Herzen; dieser Ort ist's, wo dein Geist seine Bilduug, seine Richtung erhalten soll zu deinem künftigen wichtigen Berufe; dieser Ort ist es aber auch, wo er, irregeleitet von verführischen und verführten Jünglingen, verwildern und verkrüppeln kann, daß keine Veränderung, kein Aufkommen mehr zu hoffen ist. Mit solchen theils erfreulichen, theils traurigen Betrachtungen trat ich in die Stadt und gieng sogleich zu einem Landsmanne. Dieser belehrte mich über Vieles, wovon mir aber nicht Alles gefiel, musterte auch meine Kleider von den Fußsohlen bis zur Scheitel, zeigte mir, was zu kurz sei, oder zu lang, was ich brauchen könne, oder nicht, und was ich mir anzuschaffen habe. Unter meinen Hausgefährten sind vier

Schweizer, von denen einer, ein Schaffhauser, Namens Speisegger, der die Theologie studirt, gerade neben meinem Zimmer das seinige hat. Bei diesem hielt ich mich die meiste Zeit der vergangenen Woche auf, indem er mir Bücher zu lesen gab, da ich noch keine hatte, und zuweilen eine Ode aus Mitscherlich's Ausgabe von Horaz mit mir übersetzte. In diesem Semester werde ich nun anhören: 1. Anatomie des menschlichen Körpers, bei Prosector Bauer, von 6 — 7 Uhr Morgens; Materia medica, von 7 — 8 Uhr, bei Professor Dr. Gmelin; 3. Physiologie durch Versuche erläutert bei Professor Dr. Emmert, der aber gegenwärtig krank ist, welches mich, wenn kein Anderer für ihn lieset, in große Verlegenheit setzen könnte, da ich Pathologie ohne vorhergegangene Physiologie nicht anhören kann; endlich würde ich noch gern pharmaceutische Chemie anhören, aber ich habe mehr als genug an den andern*).

Mai 1819. Tübingen im Verhältnisse zur Universität könnte man füglich mit einer mit Geld gefüllten s. v. Schweinsblase vergleichen, die nicht den geringsten Werth mehr hat, wenn einmal jenes weg ist; so auch Tübingen, wenn die Studenten weg wären. — Die Mediciner haben mehrere ganz vorzügliche Professoren, unter denen Autenrieth der erste und in ganz Würtemberg als praktischer Arzt der berühmteste ist; er ist ein Mann von unglaublichen Kenntnissen und Erfahrungen in der Medicin, nnd seine Bibliothek soll eine der größten, oder vielleicht die größte Privatbibliothek in ganz Süddeutschland sein. Von denen, welche ich anhöre, sind die beiden Brüder Gmelin sehr gelehrt; einer von ihnen trägt, wie ich schon erwähnte, materia medica vor, welche mir ganz vorzüglich gut gefällt.

Jänner 1820. Schade, ewig Schade, ist's um die (durch königliche Verordnungen aufgehobene) Burschenschaft, denn ihr Zweck war edel. Sie suchte soviel möglich allem Unwesen und dem unter den Studenten gewöhnlich rohen und ausge-

---

*) Er hörte dann doch Chemie bei Gmelin, und bei Hofacker, da Emmert nicht lesen konnte, Physiologie.

lassenen Tone zu steuern, und wirklich hatte sie hierin schon viel bewirkt; so wie eines ihrer Mitglieder sich nicht recht aufführte, so bekam es von den Vorstehern einen tüchtigen Verweis; besserte es sich nicht, so wurde es ausgestoßen. Studirende sind hier in diesem Semester 750. Mir geht es sehr gut; ich bin, Gottlob, gesund und frohen Muthes. Ich gebe mir ziemlich viel Bewegung, vornehmlich durch Fechten, worin ich mich ziemlich übe.

18. Mai 1820. Hier bleibt fast Alles beim Alten, nur daß von einem Burschen-Ausschuß kürzlich ein allgemeines Comment errichtet wurde, welches bei den Studenten ungefähr das ist, was bei uns das Landbuch, nur mit dem Unterschied, daß ein wenig strenger nach dessen (des ersten nämlich) Vorschriften gehandelt wird. Wer nun diese nicht anerkennt, wird nicht als Student, sondern als honoriger Philister betrachtet. Es waren etwa 300 beisammen, die unterschrieben. Ich war natürlich auch dabei und wünsche, noch recht lang Student zu sein, denn vor dem Philisterium ist's mir ordentlich bange. Im übrigen bin ich weder ein Renommist, noch ein Nachtstuhl; in medio tutissimus ibis, und so ist's auch. Ich lebe gesund und fröhlich, sine curis et grillis. Daß ich viel studire, wage ich nicht zu sagen, aber doch das, daß ich viele Collegien habe, nämlich: Anatomie, privatim, bei Pr. Bauer, von 5—6 Uhr Morgens; Geburtshülfe, von 7—8, bei Pr. Riecke: vergleichende Anatomie, von 8—9, bei P. Rapp; Nosologie der acuten und chronischen Krankheiten, von 9—10 und 4—5, bei P. Autenrieth, der aber wegen den verwünschten Landständen noch nicht angefangen hat, zu lesen; Clinicum chirurgicum, wöchentlich 2—3 mal von 10—11: Clinicum medicum, wie die übrigen alle Tage, von 11—12, P. Autenrieth; unterdessen bei Riecke: Chirurgia medica bei Riecke, von 3—4; Encyclopädie der Medicin bei Hofacker, wöchentlich dreimal von 5—6.

Aufenthalt in Paris.

Mit immer steigender Anhänglichkeit an Tübingen sprechen

sich Meyer's Briefe von daher aus. Hätte er seine Studien nach Belieben verlängern können, so würde er ohne Zweifel noch einige Zeit daselbst ausgeharrt haben; die Metropole der Mediciner, Paris, verhieß ihm aber für das letzte Jahr seiner akademischen Laufbahn so viel Ausgezeichnetes, daß er sie vorziehen mußte. Im Weinmonat 1820 reiste er dahin ab und blieb ein Jahr daselbst. Mit schöner Bescheidenheit erklärt er einem Freunde seinen Entschluß, nach Paris zu ziehn. Ich sehe selbst ein, sagt er nämlich, daß es einerseits gewagt ist, schon so einen Sprung zu machen, denn meine medicinischen Kenntnisse sind leider noch nicht weit her; ich stecke noch nicht tief in den Geheimnissen der Medicin, vix limen tetigi. Anderseits aber kitzelt es mich auch wieder gewaltig, wenn ich von den herrlichen medicinischen Anstalten in Paris höre, wo man fast alle denkbaren menschlichen Gebrechen und Schwachheiten beisammen findet, nicht zu vergessen der dort angehäuften Schätze aus allen Reichen der Natur.

Vielleicht sind wir künftig im Stande, unsern Lesern weitere Mittheilungen über Meyer's Aufenthalt in Paris zu bringen. Dießmal müssen wir uns auf Auszüge aus seinen Briefen beschränken; doch fügen wir denselben die Bemerkung bei, daß er auch in Paris, wie in Tübingen, ganz seiner Wissenschaft angehörte und sich um Politik so wenig bekümmerte, daß er z. B. nie einer Sitzung der Kammer beiwohnte. Seine Wohnung nahm er, wie sich das von einem so fleißigen Studirenden ungefähr von selbst versteht, in dem bekannten Quartier latin, wo er zuerst in der Straße St. Hyacinthe, dann in der Straße St. Jaques sich ansiedelte.

30. November 1820. Wir waren wenigstens vier Wochen hier, ehe wir in einen Spital kamen, weil jene Zeit über gerade Vacanz war, wo die Spitäler wenig oder fast gar nicht besucht werden. In den letzten 3—4 Wochen nun besuchten wir meistens die Charité, in welcher Boyer die chirurgische und Fouquier und noch einer (dessen Namen mir nicht einfällt) die medicinische Klinik besorgen. Da aber gerade beide zu Einer

Zeit gehalten werden, so mußten wir auf eines Verzicht thun und wählten bis jetzt meistens das chirurgische, wobei wir den berühmten Boyer schon mehreremal operiren sahen. Wenn man in Tübingen operiren gesehen hat, so wundert man sich freilich nicht wenig, wie die Amputation eines Schenkels, die dort mit dem Verbande wenigstens eine Stunde dauert, hier etwa in zehen Minuten fix und fertig ist; was aber die Behandlung anlangt, so ist dieselbe, soviel ich bis jetzt verstehen kann, flüchtig und oberflächlich. — Das große Hotel Dieu, in welchem 4000 Kranke sein sollen, besuchten wir bis jetzt nur einmal; es ist beinahe unmöglich, etwas recht zu sehen, wegen der großen Menge Studenten, die dorthin gehen. — Wir werden zwar nach und nach die meisten Spitäler besuchen, aber demohngeachtet uns ziemlich an ein einziges halten, da wir das beständige Wechseln nicht für gut halten. Von Collegien höre ich jetzt noch keines beständig an; ich war schon oft in der Anatomie und in der Pharmacie, welche erstere von Biclard, letztere von Vauquelin in der école de médécine gelesen wird. — Im Ganzen gefällt es mir hier recht gut, und die Anstalten sind so, wie man sie wohl schwerlich anderswo finden möchte; nur wünschte ich, ein paar Jahre hier zu bleiben, um so auch noch in der Naturgeschichte etwas vorwärts zu kommen, die ich, trotz der besten Gelegenheit, vernachläßigen muß.

13. Christm. 1820. Vor 15 Monaten, als ich noch in der heimathlichen Wiese zuweilen Kühe-Aufseher war, die Geißel in der rechten und Suter's flora helvetica in der linken Hand haltend und abwechselnd benutzend, hätte ich damals wohl geglaubt, gegenwärtig es in meiner Macht zu haben, in dem Jardin du Luxembourg, oder gar in den elisäischen Feldern zu lustwandeln? Jene paar Monate zwischen meinem ersten und zweiten Aufenthalt in Tübingen sind mir eben so unvergeßlich, als mein gegenwärtiges Leben in Paris, und die Existenz dieses hat ihren Grund nirgends, als in jenen. Damals war noch ein beständiges Schwanken, ein ewiges Fluctuiren in meinem

Innern; nirgends war Ruhe zu finden. Es war die Besorgniß daran Schuld, meinen Eltern zuviel Sorge und Kummer zu machen*), und die Furcht, mich in ein Labyrinth hinein zu verwagen, wo mir keine Rückkehr mir möglich wäre. — Ich wohne in einem der ruhigsten und friedlichsten Theile dieser unermeßlichen Stadt, der meistens von altem, gutem (!) Adel, von Gelehrten und Studenten, welche letztere über 12000 ausmachen sollen, besetzt ist; über der Seine, in der eigentlichen Stadt, können Dinge vorgehen, welche die Welt in Erstaunen setzen, ohne daß der hier isolirt Lebende das Geringste davon erfährt, wenn er sich nicht unter der foule von Journalen eines zum Berichterstatter von Neuigkeiten, wahren sowohl als erlogenen, auswählt. So lebe ich nun auch die ganze Woche über, beständig beschäftigt mit Besuchen von Spitälern und Collegien und mit häuslichen Studien. — Ein sonderbares Gefühl bemächtigt sich meiner immer, wenn ich ungefähr alle Wochen einmal vor meinem Fenster einen alten blinden Mann mit einem gutmüthigen, schmutzig weißen Pudel, der, von jenem am Stricke geführt, ihm gleichsam als Führer dient, vorbeigehen sehe, die zitternden Töne seiner abgenutzten Geige mit den harmonischen und melancholischen seiner Stimme begleitend; die Sache macht einen um so größern Eindruck auf mich, weil er so etwas wie lobwasser'sche Psalmen singt, die mich allemal lebhaft an die ähnlichen Töne erinnern, welche ich in unserer Kirche von der Emporkirche oder von der Orgel herab erschallen hörte. — Ist nun so die werktägliche Zeit der Woche verflossen, so geht man am Sonntage gewöhnlich aus den engen Schranken seines Raupenlebens hinaus und fliegt, gleich dem Schmetterlinge, oder der Phaläne, oder aber dem

*) Wir heben diese zarte Besorgniß, die in M. Briefen wiederholt zum Vorschein kommt, um so mehr hervor, da sie wohl mit ein Grund gewesen sein mag, worum er den Doctorgrad nicht suchte. Wir wissen es von einem unserer wissenschaftlichsten Aerzte, daß Meyer die für eine redliche Promotion erforderlichen Kenntnisse in einem ausgezeichneten Maße sich angeeignet hatte.

Küfer (wie man will) in die große Welt hinein, wobei man aber die nicht überflüssige Vorsicht haben muß, die Fühlhörner nicht zu verletzen, oder gar den unhaltbaren Staub seiner noch neugebackenen Flügel zu verlieren. — Die Anstalten für Medicin sind vortrefflich; nur ist die Behandlung der Kranken zu einseitig und zu oberflächlich, und tadelnswerth ist an den Franzosen besonders, daß sie das Gute anderer Nationen zu wenig kennen und selbstgefällig sich bloß mit dem ihrigen begnügen, daher unser vortreffliche Kieser völlig recht hat, wenn er ihre Medicin eine in ihrer Beschränktheit vollendete und gleich ihrer Sprache abgeschlossene und erstorbene nennt. Ihre Chirurgie hingegen ist einzig, und hierin sind sie allen andern Nationen vorzuziehn.

7. März 1821. Es ist überhaupt eine sonderbare Sache, wenn man aus dem einfachen Landleben in das vielgestaltige Großstädter-Leben übergeht. Die Ueberraschung ist kaum geringer, als die jener Siebenschläfer aus der legendenreichen Zeit, wenn sie aus ihrem, über ein Säculum dauernden Schläfchen wieder aufgähnten, denn was anders wird sich ihren glotzenden Augen dargeboten haben, als neues Land, neue Leute und neue Moden! Dieses alles erfährt unser einer auch, und in manchen Stücken noch mehr. Doch was macht nicht die Gewohnheit, diese altera natura! Schon bin ich an das hiesige Leben so gewöhnt, als ob es Jahre lang gedauert hätte. Mein Leben ist im Ganzen ziemlich einförmig, indem natürlich die größte Zeit zu dem Studium der Medicin und Chirurgie verwendet wird; doch kann ich mich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit auch Ausflüge zu machen, sei's, daß ich nach dem abendlichen Mittagessen einsam nach der nahen Seine spaziere, wo ich entweder über einige Brücken ziehe, oder den schönen Quais entlang wandle, oder in die bevölkerten Straßen der Stadt hinein mich begebe; sei's, daß ich am Sonntage bei günstigem Himmel etwas weiter mich entferne, entweder in den, von Tausenden und Tausenden aus der vornehmen Welt wimmelnden Garten der Tuilerien, oder auf die nicht weniger

besuchten Boulevards, oder ins Palais royal, wo es an keinen Vergnügen mangelt; sei's endlich, daß ich von Zeit zu Zeit das Theater besuche, ein Vergnügen, das ich fast allen vorziehe.

1. Mai 1821. Ich habe bis jetzt fast soviel deutsch gesprochen, wie in Deutschland, da ich fast ausschließlich mit Deutschen Umgang habe. Die Collegien verstehe ich übrigens recht gut.

Die Appenzeller-Zeitung.

Mit der zweiten Hälfte des Jahres 1828 fieng Meyer an, in seiner eigenen, neulich angeschafften Buchdruckerei die Appenzeller-Zeitung herauszugeben. Die Ankündigung derselben faßte die Verheißungen kurz. Sie wird, hieß es in derselben, der Materie nach, im Allgemeinen dasjenige enthalten, was man in den übrigen schweizerischen Blättern gleichen Namens findet, in der Art der Darstellung aber von manchen andern merklich abweichen. Wenn sie manchmal etwas unberührt läßt, was andere melden, so wird sie dafür bisweilen dieses und jenes sagen, was die übrigen mit oder ohne Wissen, und mit oder wider Willen verschweigen. Der Herausgeber wird sich alles Ernstes befleißen, daß dieselbe keine Unwahrheiten, Verläumdungen oder entstellte Thatsachen enthalte, die Wahrheit hingegen offen und unverhüllt berichte, in einer Sprache, die von Unbefangenen eben so wenig pöbelhaft als höfisch erfunden werden soll.

Wer hätte geglaubt, daß in dem Bergdorfe Trogen eine Zeitung erscheinen würde, die bald zu den gelesensten und einflußreichsten der Schweiz gehören würde? Es konnte Meyer nicht entgehen, daß er nicht im Falle sei, durch frische Neuigkeiten seiner Zeitung einen Weg zu machen; seinem Scharfblicke entgieng aber auch ein anderes wirksameres Mittel nicht, ihr ein großes Publicum zu sichern. Seit einer Reihe von Jahren hatte Herr Landammann Oertly es vermieden, den Rath zur Wahl von Censoren zu veranlaßen; der Mißbrauch war so allmälig vergessen und dadurch auf diesem Wege in Außerrohden die Presse ohne alles Geräusche factisch frei geworden. Diesen

Umstand benützte Meyer. Die ersten Blätter seiner Zeitung offenbarten es deutlich, daß die Schere der Censur hier keine Gewalt habe. So konnte es denn nicht lang währen, bis die Zeitung von allen Seiten her für Mittheilungen benützt wurde, und bedeutende Männer aus den verschiedensten Theilen der Schweiz in dem Sprechsaale sich einfanden, in welchem ein freies Wort erlaubt war; Referent weiß sogar, wie die fremde Diplomatie dieses Organs sich bediente, so wenig "höflich" es war, um ihrem Aerger über schweizerisches Unwesen Luft zu machen. — Mit der zweiten Hälfte des Jahres 1829 wurde der frühere halbe Bogen wöchentlich auf einen ganzen Bogen vermehrt, und im letzten Quartal des ereignißreichen Jahres 1830 kam zu diesem wöchentlichen Bogen noch ein Nachläufer, der jeden Mittwoch, einen halben Bogen stark, erschien. Im Jahr 1831 wurde der Umfang der Blätter noch einmal verdoppelt; es erschienen wöchentlich 4 Nummern, jede einen halben Bogen stark, und so näherte sich das Unternehmen dem Lieblingsgedanken Meyer's, nämlich jeden Tag ein Blatt erscheinen zu lassen, und der Zeitung neben dem Namen einer schweizerischen National-Zeitung auch in noch vollständigerm Maße den Charakter einer solchen zu geben. Im Jahre 1832 und bis jetzt erschienen wöchentlich zwei einen Bogen starke Blätter. In der freier gewordnen Schweiz hatten sich aber unterdessen die Zeitungen, welche dem geistigen Despotismus der Censur nicht unterworfen waren, sehr bedeutend vermehrt; so geschah es denn auch, daß mehrere von Meyer's bedeutendsten Mitarbeitern ihre Aufsätze anderwärts niederlegten, die Originalartikel seiner Zeitung immer seltener wurden und dann ihre Abnehmer mit starken Schritten sich verminderten. Bis zu seinem Ende blieb Meyer insofern Redactor des Blattes, daß in der Regel er über die Aufnahme der eingesandten Aufsätze entschied; aus seiner eigenen Feder aber sind im laufenden Jahre wenig oder keine Aufsätze mehr geflossen. Allem Anscheine nach wird nächstens ein Mann die Redaction übernehmen, der das

Blatt wieder mit mehr originalen Mittheilungen ausstatten und somit auch seine Verbreitung wieder fördern wird.

Wir geben hier eine ziemlich annähernde Uebersicht der Zahl von Abnehmern, welche die Appenzeller-Zeitung von ihrem Beginne bis zum Ende des Jahres 1832 und auf dem Postamte von St. Gallen noch im ersten Semester dieses Jahres hatte. Den Absatz besorgten für den Kanton Appenzell und einen großen Theil der Kantone St. Gallen und Thurgau ein besonders Beauftragter, und für die übrigen Theile der Schweiz und das Ausland*) das Oberpostamt in St. Gallen. Die erste Uebersicht liefert die Zahl der Abonnenten, welche Jener versah; in der zweiten werden die Exemplare berechnet, welche das genannte Postamt versandte. Es fehlen demnach hier nur die wenigen Exemplare, welche von den Verlegern abgegeben und verschickt wurden.

I. Jahrgang	1828,	zweites Halbjahr,	Exemplare	514.
"	1829,	erstes "	"	602.
"	"	zweites "	"	492.
"	1830,	erstes "	"	433.
"	"	zweites "	"	364.
"	1831,	erstes "	"	310.
"	"	zweites "	"	251.
"	1832,	erstes "	"	123.
"	"	zweites "	"	114.

II. Jahrgang	1828,	drittes Vierteljahr,	Exemplare	120.
"	"	viertes "	"	96.
"	1829,	erstes Halbjahr,	"	406.
"	"	zweites "	"	415.
"	"	viertes Viertelj. besonders	"	15.
"	1830,	erstes Halbjahr,	"	610.
"	"	drittes Vierteljahr,	"	632.

*) Durch kaufmännische Vermittelung wurde sie bis nach den nordamericanischen Freistaaten und Brasilien an Schweizer versandt.

II. Jahrgang.	1830,	viertes Vierteljahr,	Exemplare	700.
"	"	Nachläufer,	"	434.
"	1831,	erstes Vierteljahr,	"	805.
"	"	zweites "	"	818.
"	"	drittes "	"	639.
"	"	viertes "	"	660.
"	1832,	erstes "	"	572.
"	"	zweites "	"	588.
"	"	drittes "	"	479.
"	"	viertes "	"	481.
"	1833,	erstes "	"	202.
"	"	zweites "	"	212.

Appenzellischen Lesern mag es als etwelcher Maßstab der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten in den verschiednen Gemeinden nicht uninteressant sein, wenn wir die Zahl der Abonnenten nennen, welche die Appenzeller Zeitung in denselben gefunden hat. Auch hier sind übrigens die wenigen von den Verlegern selbst abgegebenen und versandten Exemplare nicht berechnet.

	Maximum.		Minimum.	
Appenzell.	1828,	17.	1832,	3.
Bühler.	1828,	26.	1832,	3.
Gais.	1829,	42.	1832,	9.
Grub.	1828,	9.	1832,	—
Hundweil.	1829,	3.	1832,	—
Herisau.	1829,	71.	1832,	13.
Heiden.	1829,	34.	1832,	13.
Lutzenberg.	1829,	5.	1832,	—
Rehtobel.	1828,	6.	1832,	1.
Reute.	1829,	7.	1832,	4.
Speicher.	1828,	28.	1832,	2.
Schwellbrunn.	1829,	11.	1832,	1.
Schönengrund.	1828,	6.	1832,	—
Stein.	1828,	4.	1832,	—
Trogen.	1828,	63.	1832,	12.
Teuffen.	1828,	30.	1832,	5.

Urnäsch.	1829,	6.	1832,	—
Wolfhalden.	1829,	14.	1832,	1.
Walzenhausen.	1828,	10.	1832,	—
Wald.	1828,	13.	1832,	—
Waldstatt.	1828,	6.	1832,	—

Es sind so vielfache Urtheile über die Tendenz der Appenzeller Zeitung ausgesprochen worden; hören wir auch einmal ihren Redaktor selbst, wie er in einem Briefe an einen Freund sich darüber äußerte.

22. Oct. 1828. Schon ehe ich meine Zeitung herauszugeben begann, war ich mir des Zweckes, den sie haben sollte, wohl bewußt. In ihr sollte mit Kraft, Consequenz und unerschütterlicher Beharrlichkeit und Unbeugsamkeit dem allen Vaterlandssinn, alles Selbstvertrauen ertödtenden Geiste, der von den meisten schweizerischen Regierungen aus sich vorerst der höhern und dann unabwendbar auch der niedern Voksklassen zu bemächtigen drohte, entgegen gewirkt werden. Die Verkehrtheiten, mitunter auch die Ruchlosigkeit und Schändlichkeit höherer und untergeordneter Behörden schonungslos aufzudecken, mußte nothwendig eines der ersten Geschäfte sein. Vor allen Dingen aber war und ist erforderlich, die herabwürdigende, niederträchtige und zugleich höchst lächerliche Furcht vor dem Auslande mit jeder nur möglichen Waffe zu bekämpfen. Diese Furcht ist der Kappzaum der schweizerischen Regierungen, der überall ihrer Ohnmacht zu Hülfe kommen muß, und auf dem Punkt war, den Nationalcharakter zu vernichten.

Unzertrennlich von dieser Gesinnung, wenn sie sich wirksam zeigen soll, ist eine offene, freie und — wenn man will — derbe Sprache, eine Sprache, die auffallend von derjenigen abweichen muß, die das Umgekehrte verkündiget. So trat die Appenzeller Zeitung auf, ohne Trug und ohne Maske. Ob dem ernsten Gesicht erschrack manches blöde Herz und manches böse Gewissen. Es war unschwer, vorauszusehen, daß sich ein mächtiges Geschrei dagegen erheben werde u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)